Herbst

Autor(en): **Storm, T.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 41

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642544

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

zurückschreckt. Wenn nun das Verbrechen etwas Schlechtes ist, warum soll da der Krieg etwas Gutes sein? Der Mord ist der Krieg zwischen Privatpersonen. Es ist zu befürchten, daß er niemals verschwinde. Aber niemand wird ihn preisen, niemand wird in ihm ein Mittel zur Versittlichung entdecken. Ebenso empfiehlt niemand den Bürgerkrieg, obwohl er doch auch unvermeidlich sein müßte; warum soll nur der Krieg gegen Fremde der Erzeuger aller Tugenden sein? Der Begriff Fremder ist übrigens ganz konventionell. Im 14. Jahrhundert waren die Bewohner der 650 deutschen Staaten untereinander Ausländer. Hatte ein Fürst zwei Söhne, teilte er sein Gebiet unter sie. Die Untertanen des älteren Sohnes waren den Untertanen des jüngeren gegenüber fortab Ausländer. Wenn der Prinz nur den einen Sohn gehabt hätte, würden aber alle Untertanen Landsleute geblieben sein. Man kann durchaus nicht einsehen, wie der Kollektivmord durch den Zufall der Erbfolge etwas Wohltuendes sein könne. Früher betrachteten sich die Deutschen Oesterreichs, die Tschechen und Magyaren als Ausländer, als im Jahre 1526 Ferdinand I. zum König von Böhmen und von Ungarn erwählt wurde, sind alle diese Menschen Landsleute geworden. Heute sind die Engländer und die Franzosen Ausländer, und wenn es ihnen morgen gefallen würde, eine politische Union zu bilden, würden sie auf einmal Landsleute sein. Wird man aber Ausländer, weil man eine andere Sprache spricht? Darnach würde ein Bretone kein Franzose sein. Es gibt tatsächlich keinen einzigen großen Staat in Europa, in dem nicht verschiedene Idiome gesprochen würden, die zuweilen aus sehr weit abgezweigten linguistischen Stämmen sich ableiten, wie das Baskische und das Spanische. Das Baskische ist nicht einmal ein arisches Idiom. Es besteht zwischen der russischen Sprache und der spanischen mehr Verwandtschaft als zwischen letzterer und dem Baskischen. Dieses Beispiel beweist, daß man verschiedene Sprachen sprechen kann, ohne sich gegenseitig wie wilde Tiere zerreißen zu müssen.

Wir wiederholen ausdrücklich, daß das Wort Fremder durchweg konventionell ist. Und wenn die Verehrer des Krieges behaupten, daß dieser alle Tugenden hervorrufe, wenn er sich gegen die Fremden richte, so verlangen wir, daß man uns den Begriff des Fremden erst in klarer und entschiedener Weise definiere.

Es ist mit dem Kriege wie mit jener andern Verirrung menschlichen Geistes, dem Schutzzoll. Wenn die Zölle wirklich den Reichtum vermehren, warum errichtet man nicht zum Beispiel zwischen der Mark Brandenburg und Posen Zollschranken, wie man sie zwischen Posen und Rußland errichtet hat? Und wenn der Krieg wohltuend wirkt, wenn er „den Menschen Gelegenheit gibt, ihren Heldenmut, ihre Aufopferung und ihre Hingebung zu beweisen", warum führt man ihn nicht auch zwischen **Landsleuten** ein? Der Bürger**krieg** müßte dieselben Tugenden entwickeln, wie der Krieg mit Ausländern.

Betrachten wir nun einmal die Sophismen der Totschlagverehrer vom ausschließlich moralischen Gesichtspunkte.

Narrheit, Verbrechen und Laster bestehen, sie sind also demnach auch „Elemente der göttlichen Weltordnung", wie Moltke sagte. Niemand wird sich indessen ihrer freuen. Niemand wird sie verehren und sie mit Segnungen überschütten. Man trachtet auch nicht nachzuweisen, daß sie die menschlichen Tugenden fördern, sucht **sie** vielmehr durch alle möglichen Mittel zu bekämpfen. Dem X gelingt es nicht, den Z zu überzeugen, er stürzt sich auf ihn und tötet ihn. Wir halten diese Handlungsweise, solange sie individuell ist, für scheußlich, geraten aber außer uns vor Bewunderung, sobald sie in Kollektivform auftritt. Welchen Enthusiasmus erweckten nicht in uns die Kreuzzüge der Spanier gegen die Mohammedaner.

Der Krieg, sagen seine Verehrer, erweckt das Heldentum und die Aufopferung. Wenn man diese Ansicht äußert, bemerkt man jedoch nicht, daß die Notwendigkeit des Heldentums ebenso wie die Notwendigkeit der Barmherzigkeit sehr bedauerliche Tatsachen sind. Es wäre tausendmal besser bestellt in der Welt, wenn alle Menschen reich und voraussorgend wären und niemals fremde Hilfe nötig hätten. Wer wäre aber Narr genug, um zu empfehlen, alljährlich einige tausend Individuen wirtschaftlich zu ruinieren, damit die heilige und große Barmherzigkeit Gelegenheit hätte, ihr herrliches Amt zu üben? Hat man schon jemals empfohlen, Cholera- oder Diphtheriekeime zu verbreiten, um den Medizinern Gelegenheit zu geben, von ihrer Aufopferung für die Menschheit Proben ablegen zu können. Welcher Tor würde verlangen, daß man alle Jahre einige hundert Häuser in Brand stecke, damit unsern Löschmannschaften Gelegenheit geboten würde, Proben ihres Heldentums abzulegen und um diese Tugend unter ihnen nicht durch Untätigkeit verkümmern zu lassen.

Jene mitfühlenden Leute, welche sich zahlreicher Genüsse berauben, um ihren Mitmenschen zu helfen, die barmherzigen Schwestern, die Aerzte, die Löschmannschaften, die das Leben der andern retten, indem sie zuweilen ihr eigenes aufs Spiel setzen oder opfern, sind unserer wärmsten Dankbarkeit und unserer höchsten Bewunderung würdig. Wir wollen jedoch wünschen, daß sie niemals Gelegenheit hätten, ihr Amt auszuüben. Lange Jahre hindurch tut man alles, um sie unnötig zu machen. Dieses Beispiel ist in der gleichen Form auch auf den Krieg anzuwenden. Der Soldat, der für sein Vaterland stirbt, begeht die wunderbarste aller Handlungen, aber man muß wünschen, daß er niemals Gelegenheit hätte, sie zu erfüllen. Den Krieg jedoch predigen, um ihm diese Gelegenheit zu geben, ist Wahnsinn!

Man hat dem Krieg noch den Vorzug zugeschrieben, daß er die Uebervölkerung verhindere. Von allen Spitzfindigkeiten ist diese eine der verrücktesten. Ein Weib setzt also ein Kind in die Welt, ernährt es mit seiner Milch und erzieht es mit Liebe und Sorgfalt. Man gibt dem Kinde eine gute Erziehung und seine Familie bringt die größten Opfer, um deren Kosten zu bestreiten. Mit 21 Jahren wählt man die schönsten jungen Leute einer Generation aus und schickt sie auf die Schlachtbank, um die Uebervölkerung zu verhüten! Ist das nicht der hellste Wahnsinn? Wenn es wirklich eine Uebervölkerung gibt, wäre es da nicht besser, sich der Kindererzeugung zu enthalten, statt auf diese Weise die Blüte einer Generation barbarisch hinzuschlachten?

Herbst.

Von Th. Storm.

Schon ins Land der Pyramiden
Floh'n die Störche über's Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück geseh'n;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergeh'n.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.